

Früh vollendet : Novelle [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 20

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Früh vollendet

Novelle

von

Jakob

Bosshart

6

Sie sah ihn, wenn sich Gelegenheit bot, mit Blicken an, in denen alle Verführung schillerte: Demut, Trauer, Zärtlichkeit, Abbitte, Schalkheit, und sie ruhte nicht, bis sie ihn sich wieder willig gemacht hatte wie zuvor. Nach der Versöhnung trat sie ihm ein paar Tage lang entgegen und ging sie mit ihm um, wie eine verliebte Sklavin mit ihrem Herrn. Von Franz wollte sie dann nichts wissen, sie streifte ihn mit jenen verächtlichen Blicken, die Heinz zur Genüge kannte, und die ihm selber schon so oft weh getan hatten.

All das war aber nur Berechnung. Sobald Heinz wieder zuversichtlich wurde, die Wunde, die sie ihm beigebracht hatte, am Verharschen war, griff sie unversehens wieder hinein, mit leichtem aber vergiftetem Finger, mit jener altererbten Grausamkeit, die man oft an Kindern beobachten kann:

«Ich seh Freschino so gern zu, wenn er seinen Salto mortale macht.»

«Gestern, als ich auf dem Seil stand, hab ich auf einmal an dich denken müssen! Ich muss oft an dich denken, wenn ich auf dem Seil gehe.»

«Weisst du, was an euch beiden so spassig ist? Wenn einer stürb oder ein Bein bräch, nachher wär's aus, da könnt der andere auch nichts mehr machen.»

So trieb sie monatelang ihr Spiel mit dem waffenlosen Jungen, ihn anziehend und zurückstossend, sich an seinem Gesichte weidend, wenn es sich unter ihrem Hieb schmerzlich verzog, ihm eine Stunde oder einen Tag lang schmeichelnd, um

zwei Sekunden lang mit den Nägeln in seiner Seele zu wühlen.

Einmal, als sie ihm wieder einen ihrer giftigen Nadelstiche versetzt hatte, fuhr er auf sie los und bläute sie jämmerlich durch. Sie wehrte sich nicht, sie trug es wie ein Lamm, als wüsste sie, dass sie ihn so noch mehr in ihre Gewalt bekäme. Und so war es. Bei der Rauferei war ihm ein Bündel von ihren Flachshaaren in den Händen geblieben, das hatte ihm einen ganzen Schreck eingejagt. Er hatte von da an ihr gegenüber stets ein unsicheres Gewissen, und dies um so mehr, als sie verschmäht hatte, ihn zu verklagen. Demütigte sie ihn, so wagte er nicht mehr von seinen Fäusten Gebrauch zu machen; zankte er sich mit ihr, so brauchte sie ihn nur an jene Handvoll Haare zu erinnern, um ihm den Mund zu schliessen.

Die Vorstellung, denen Heinz sich früher mit Leidenschaft hingegeben hatte, wurden ihm nach und nach zu einer uneingestanden Qual. Er beobachtete die zuschauende Menge mit argwöhnischen Augen und gewahrte immer deutlicher, dass er für sie Luft war oder, wie Bianca sagte, das Seil des Kleinen. Auch fiel ihm nun auf, dass selbst Signor Ercole zwischen ihm und seinem Bruder einen Unterschied machte, für Franz ganz andere Blicke, andere Worte, eine weichere Stimme, eine sanftere Hand, ein freundlicheres Nicken, ein herzlicheres Lächeln hatte. Er fing an, dem Manne zu misstrauen, ihn zu belauern, eine Waffe gegen ihn zu suchen, und es kam eine boshafte Freude über ihn, als er ihn eines Tages überraschte, wie er im Treppenhaus mit Biancas üppiger Schwester, einem Mädchen von achtzehn Jahren, tändelte. Es war freilich nur ein flüchtiger Blick, nicht viel mehr als ein Schatten an der Wand gewesen, aber der Eindruck haftete und nahm, weil er Heinz willkommen war, feste Umrisse an. Der Junge wusste, dass der Mann mit seiner Mutter verlobt war, und sein gerader Sinn gab ihm ein, dass da ein Unrecht und eine Treulosigkeit gesponnen würden. Von da an hasste er ihn und um so erbitterter, da er keine neuen Beweise erlauerte. Nach und nach verkehrte sich das gesunde, offene Wesen des armen Jungen in sein Gegenteil: das Rot wich von seinen Backen, er ass ohne Lust, war verschlossen, fast immer missmutig und störrisch und nur dann zufrieden, wenn er mit Franz allein, ganz allein war und sie miteinander spielten oder vom «Sack» und der Schlauchgasse plauderten, an die Mutter und an ihr sonniges Lugüberdach mit den zwei Azalien dachten, durch deren Blätter und Blüten

man über die Häuser weg zu den silbernen Schneebergen und in das blaue Leuchten des Himmels sah.

Die drückendsten Stunden aber durchlitt er, wenn er sich vor der bösen Zunge der Seiltänzerin in seiner Herbergkammer verkroch, um eine der Geschicklichkeiten zu lernen, die dem Kleinen so viel Ehre eintrugen und ihm nie gelingen wollten. Da rann oft dem vom Ehrgeiz Verfolgten die Qual bitter aus den Augen, während drunten im Hof oder Garten Bianca mit Franz spielte, ihm jeden Wunsch aus den Augen las und ihm ihr Lied trällerte, wohl wissend, dass es auch der Aeltere hören würde:

«Treu und herzinniglich, Robin Adair...»

Das war ihm zuviel, er wusch sich dann rasch die Augen lauter, stürmte hinab und entriss seinen Liebling der Natter, die er zu hassen meinte, und deren Knecht er tags darauf doch wieder wurde.

Und mit dem Kummer im einfältigen Knabenherzen musste er eine Stunde später in den Vorstellungssaal treten, den Leuten ein freundliches Gesicht zuwenden, lächeln, wenn es ihm ums Weinen oder Zürnen war, einen Knicks machen, obschon er wusste, dass der Beifall nicht dem «Seil» galt, die Muskeln wie Stahlbänder straffen, wenngleich die in ihm wühlende Verdrossenheit ihm fast alle Kraft verzehrte.

«Schau freundlicher drein!» flüsterte neben ihm mit seiner milden falschen Stimme Signor Ercole. Der Knabe aber hätte am liebsten eine Grimasse geschnitten, mit den Füßen gestampft und die Hände geballt, das Publikum und den Herrn Direktor mit der Zunge begrüsst.

Und wenn er von der Bühne entwichte, stiess er sicherlich auf die kleine Seiltänzerin, die in ihrem schillernden Seidenkleidchen, mit ihren niedlichen roten Schuhen und ihrem wallenden Märchenhaar kokettierte, ihn mit ihren kalten Blicken musterte und in ihrem Schlangengehirnchen überlegte, ob sie beissen oder bloss zischen solle.

*

Die Brüder Zöbeli hatten ihr Wanderleben drei Jahre lang übers Land gesponnen, als ihnen Signor Ercole eines Tages eröffnete, nun gehe es der Heimat zu. Das setzte viel Freude und Jubel ab. Franz schwatzte, so viel die Zunge leisten mochte, von der Mutter und vom «Sack» und von dem, was der wunderbare Sack enthielt. «Weisst du noch, Heinz, wie wir einst dem Meister Wäspi die Brille versteckten? Und er dann, weil er nichts

mehr sah, ins Wirtshaus hinüber schlarpte!... Und wie wir den Schreiner gesellen aufzogen, der immer zerrissene Pantoffeln und einen löcherigen Zwilchschurz trug und Brotbeck hiess? Gibt es auch andere «Becken» als Brotbecken?... Und die Leimpfannen auf dem Ofen, die wir einmal herunternahmen und zusammenleimten, was nie zusammen gehörte! Weisst du noch?... weisst du noch?» Das nahm kein Ende.

Auch Heinz freute sich. Zu Hause musste ja mit einemmal alles wieder besser werden, die Qual von ihm abfallen. Es ging ihm wie jenen Kranken, die glauben, sie müssten nur die heimische Luft wieder atmen, vom Brunnen und vom Tisch der Kindheit trinken und essen, in der Kammer schlafen, in der sie geboren wurden, um wieder ganz, ganz zu gesunden.

Wie lange dauerte die Heimfahrt! Diese Kinder hatten an den Eisenbahnfahrten längst keine Freude mehr, sie wussten ja alles zum voraus: Bäume, deren Blätter sich unter dem Luftdruck des Zuges bewegen und wie zur Flucht wenden; Bäche mit Hecken und schattigen Büschen, Flüsse mit Dämmen, auf denen Pappeln oder Weiden im Sommer schmachten und im Winter schlottern; Hügel mit Schlossruinen, die uns ansehen wie Menschen und zerfallen, man weiss nicht warum; Grüppchen von Bauern, halb nackt, mit der Sichel im Kornfeld, mit der Sense auf der Wiese, mit der Hacke im Kartoffel- und Tabakfeld, mit der blinkenden Axt am Waldrand; sie halten einen Augenblick in der Arbeit inne, wenn der Zug heranbraust, und sehen ihm nach wie von Neugier oder Sehnsucht gefasst, während ihre sorgenlosen Kinder mit den Händen oder dem Käppchen grüssen; warum, da sie doch niemand kennen? Dörfer und Weiler, deren Giebel aus den Obstbäumen oder aus dem Schnee hervorgucken, deren Kirchturm auf den Friedhof schaut und über Gräbern Wache hält; graue Strassen, die das Land durchschneiden und ins Weite führen, wer weiss, wohin? Und auf den Strassen dann und wann ein Fuhrwerk, das den Staub aufwirbelt und enteilt, wer weiss, zu wem? Städte, die mit ihren schlanken Türmen nach der rauchigen Luft stechen; ein Meer von Dächern, aus dem es verworren tönt und braust und rauscht und pocht und klopft, ohne dass man eine der rührigen Hände sieht, ohne dass man von einem der Geräusche sagen könnte: «Das kommt vom Tischler und das vom Schmied und das vom Zimmermann — — —»

Und am Abend, wenn die Fenster des Wagens erblindet sind, jene stille Nachdenklichkeit, die sich bei dem einförmigen Rollen der Räder einstellt, die unermüdlich eilen und jede neue Schiene mit einem Schlage begrüßen, so dass es fort und fort tönt, als hätte der Zug ein pochendes Herz; dann das Peifen der Lokomotive, ein Gruss, den die rasende Wagenkette in der Eile einem Dorf, einem Städtchen zuruft, im Namen der hundert Seelen, die da vorbeifliegen, wohin? woher? nach der Heimat, von der Heimat, von einer Fremde und Heimatlosigkeit zur andern. Lichter tauchen rechts und links aus dem Dunkel auf, einzeln, in Gruppen, in Haufen; worauf leuchten sie? Warum zittern sie so seltsam? Was haben sie zu fürchten? Droben am Himmel flimmern andere Lichter, die fliehen nicht links und rechts am Zuge rückwärts wie die irdischen, sie wandeln still und treu mit ihm durch die Nacht, von Stadt zu Stadt als tröstliche Begleiter...

Alle diese flüchtigen Eisenbahnbilder, all diese nebelhaften, an der Grenze der Traumwelt liegenden Reisestimmungen, berührten die Knaben heute nicht. Sie sassen einander gegenüber und sprachen fast nichts, nur dann und wann warf der eine dem andern einen Blick zu, der etwa sagte: «Wie lang mag's noch dauern?» Und die Antwort: «Nur Geduld, sieh an den Telegraphenstangen, wie der Zug rast.» Oder: «Ich kann es nicht erwarten, bis ich das Stübchen und die Mutter wiedersehe!» Und der andere darauf: «Wird alles noch sein wie einst?»

Es war Nacht, als die Brüder mit ihrem Meister durch die Strassen ihrer Vaterstadt der mütterlichen Wohnung zustrebten. Als sie, auf dem Münsterplatz angelangt, die Mündung der spärlich erleuchteten Schlauchgasse erblickten, konnten sie nicht mehr an sich halten: wie auf Verabredung stürmten sie dem Signor Ercole voraus in den «Sack» und die Treppe empor.

Man hatte die Mutter, um ihr eine Ueberaschung zu bereiten, nicht von der Rückkehr benachrichtigt, und als sie auf das Klingeln der Knaben mit Licht kam und sorgfältig, wie es einer Witwe geziemt, die Tür öffnete, taumelte sie vor freudigem Schreck und sich ans Herz greifend zurück. Die Knaben hängten sich an sie, sie umfasste sie mit dem Arm, den sie frei hatte, und so ging es der Stube zu, Seline wusste nicht, ob sie von den Kindern oder das Kinderpaar von ihr getragen wurde.

«Gelt, ich hab Sorge zu ihm getragen?» flü-

sterte ihr Heinz, ein süßes Wort erwartend, ins Ohr; sie küsste ihn auf den Mund und ihre Augen verschlangen die hübschen Krausköpfe.

«Ja, Franzli sieht gut aus, aber du bist bleicher geworden, grösser wohl, aber magerer...»

Er schmiegte sich fester an sie, es musste ja jetzt alles besser werden, alles ganz gut.

Signor Ercole trat ein, ohne dass man ihn anfänglich bemerkte.

«Nun, bin ich nicht auch gekommen?» stiess er endlich auf der Türschwelle stehend hervor. Seline eilte ihm entgegen, zog ihn in die Mitte des Stübchens, holte ihm einen Stuhl herbei und machte dann ihrem Herzen Luft. Sie setzte sich ihm gegenüber und stammelte ihren Dank. Sie dankte ihm dafür, dass er gekommen war, endlich, endlich, ihr die Buben gebracht und zu ihnen all die Zeit so wohl geschaut hatte, sie dankte ihm für den Wohlstand, den er aus der Fremde in ihr Stübchen geschickt, sie dankte für das Glück, das nun in ihrem Herzen hauste; und dabei zeigte sie ihm mit Stolz und Freude die Dinge, mit denen sie ihre Stube geschmückt hatte.

Er nahm ihre Worte mit Genugtuung hin und fing gleich an, sich in Zukunftsplänen zu ergehen, silberne Stege und Brücken und Strassen zu bauen, ein Marmorhaus aufzutürmen und es mit goldenen Tischen und Schemeln und Stühlen auszustaffieren. Er hatte zuweilen eine muntere Phantasie und liess sie traben.

Einen vergnügteren Abend hatte das Dachstübchen der Frau Seline Zöbeli noch nie erlebt. Auch die Knaben hatten zu erzählen: von Städten, die gross seien wie ein ganzes Land, von Gegenden, wo es keine Berge gebe, und sogar vom Meer und seinen hundert Schiffen. Dann von den neuen Freunden und Wandergenossen. Franzli berichtete ahnungslos von Bianca, der Seiltänzerin, und versuchte der Mutter ihr Lied zu singen:

«Treu und herzinniglich...»

Heinz gab das einen Stich, und auf einmal entdeckte er, dass die Mutter für den Kleinen längere, wärmere Blicke habe, als für ihn. Er klammerte sich fester an ihren Arm an, als könnte sie ihm verloren gehen. Eine trübe Ahnung stieg in ihm auf, er wusste nicht wie, er wäre nun lieber wieder in der Fremde gewesen, in irgendeiner Herberge. Die Qual hatte ihn auch in der Heimat gefunden, gab es denn kein Entrinnen?

Am frühen Morgen waren die Brüder wieder wach, es verlangte sie, der Mutter Stimme zu hören, es gelüstete sie, wieder einmal über die

alten Dächer wegzusehen, nach den rauchenden Kaminen, nach dem fliegenden und schleichenden Getier, nach den Schneebergen und ihren weissen Zacken oder den getürmten Wolken, die darüber lagen. Nach dem Frühstück stiegen sie in die Gasse hinab und steckten die Köpfe in die Schreinerwerkstatt, wo die Bretter wie einst unter den Stößen des Hobels kreischten, und die Gesellen in den harzduftenden Spänen rauschten. Meister Wäspi nagelte eben einen Kindersarg zusammen. Er erkannte die Knaben durch seine Hornbrille auf den ersten Blick wieder und rief, sich an seine alten Spässe erinnernd, wohlgelaunt: «He, Heinz, soll ich dir den Frack da anziehen? Er ist dir wie angemessen!» Er lachte dazu, der Knabe aber erschauerte und eilte zur Mutter hinauf.

Den ganzen Tag war er still und gedrückt, der Anblick des Sarges und die Worte des Tischlers hatten durch eine verborgene Verkettung in ihm die Furcht wieder wachgerufen, die ihn am Abend zuvor gepackt hatte, als Franz das Lied der Seiltänzerin sang, und die seither lauernd in ihm gelegen hatte: die Furcht, das Herz seiner Mutter zu verlieren. Er hatte sie so lieb, und nun bohrte die Angst in ihm, des Kleinen Ueberlegenheit könne ihr nicht lange verborgen sein, dann werde sie es halten wie Signor Ercole und alle andern: Franz bevorzugen, mit zärtlicheren Blicken ansehen, mit herzhafteren Armen umfassen, und ihm, dem Aeltern nur das schenken, was der in Ueberfluss schwimmende verschmähete. Von den andern Leuten konnte er das zur Not ertragen, aber von der Mutter! Wie würde das erst werden, wenn sie Franz auf der Bühne gesehen hatte!

Mehr als einmal fasste er den Entschluss, ihr seine Angst zu gestehen, ihr die Bitte ans Herz zu legen, ihn nicht, ihn nie minder lieb zu haben als Franz; aber die Worte blieben ihm jedesmal im Halse stecken. Wie hätte er sie wenden sollen? Leute von seiner Art haben sieben mal sieben Siegel am Mund oder am Herzen und gehen eher zugrund, als dass sie eines erbrächen. Und dann war noch etwas, das ihn abhielt. Er hörte in sich beständig einen Vorwurf raunen, er fühlte, dass etwas Unlauteres in ihm Platz genommen hatte: der immer wieder auftauchende, aller Abwehr trotzende Neid gegen den Bruder, der ihm doch nichts als Liebes erwies, und den er selber doch im Grunde ehrlich gern hatte.

Am Abend sollte die Mutter ihre Buben im Glanz der Theaterlampen erblicken. Signor Ercole hatte ihr einen Platz in der vordersten Reihe verschafft, damit sie ja alles recht deutlich sehe. Erwartungsvoll, mit leise pochendem Herzen sass sie da, den Blick auf den mit Reklamen aller Art bemalten Vorhang gerichtet, hinter dem sie ihre Kinder wähte. Es kam ihr alles wie ein Traum vor. Ihre und ihres Wilhelm Knaben waren Künstler geworden und verdienten Geld wie Männer, und mehr! Und um ihretwillen waren all die Leute, die den Saal füllten, hergekommen! Sie wagte kaum den Hals zu drehen, aus Furcht, der Glückstraum möchte zerrinnen.

Streifte sie aber mit den Blicken das schöne Kleid, das sie trug, die feinen Handschuhe, die ihr Herr Valentin Häberle, ihr Bräutigam, verehrt und an die Hände gezogen hatte, so mussten ihre Zweifel schwinden: wie wäre sie zu diesen Dingen gekommen ohne das Glück der Kinder? Und ohne ihn, den Herrn Direktor? Was für ein Mann war er doch? Ja, der hielt die silbernen Brücken und goldenen Berge, die er versprach.

Eine Klingel erschallte, durch den Saal ging eine Bewegung, ein Sichzurechtrücken, ein schnelles Abhaspeln des begonnenen Satzes, ein Klappern und Knarren von Sitzen, auf die sich eine Last niederliess. Der Vorhang ging langsam in die Höhe. Frau Seline spürte ihr Herz pochen. Aber sie war enttäuscht. Sie hatte erwartet, gleich ihre Knaben zu sehen, und erblickte statt ihrer ein rundes Weingesicht, das lärmend und von einer knallenden Peitsche umsaut durch eine Seitentüre hereinkugelte und ein halbes Dutzend Spanferkel vor sich her trieb. Und nun nahm die Kunst ihren Anfang. Unter den beständigen Zurufen des Weingesichtes bemühten sich die Schweinchen menschlichen Verstand und turnerische Bildung zu zeigen, ihre natürliche Stimme, auch wenn die Peitsche ihnen um die Ohren zischte, zu bemeistern, ihre angehenden Speckbäuche auf den zu klein geratenen Beinen so zierlich als möglich zu bewegen. Sie verschwanden und der Saal klatschte.

Frau Seline rührte ihre Hände nicht. Wie? Ihre Krausköpfe in Gesellschaft dieser sechs Grunzschnauzen? Ihr mütterlicher Stolz empörte sich, sie warf den klatschenden Nachbarn verächtliche Blicke zu.

(Fortsetzung folgt)